

Ralph Dutli

Die Liebenden
von Mantua

Roman



Wallstein

Leseprobe (S. 29-57) aus:

Ralph Dutli

Die Liebenden von Mantua

Roman

276 S., geb., Schutzumschlag
19,90 € (D); 20,50 € (A)

ISBN (Print) 978-3-8353-1683-6 (2015)
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2794-8
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2795-5

Der Autor

Ralph Dutli, geb. 1954, studierte in Zürich und Paris Romanistik und Russistik und lebt heute als freier Autor, Lyriker und Übersetzer in Heidelberg. Sein Romandebüt »Soutines letzte Fahrt« war 2013 sowohl für den Deutschen Buchpreis als auch für den Schweizer Buchpreis nominiert. Ausgezeichnet mit dem

- Rheingau Literatur Preis 2013
- Düsseldorfer Literatur Preis 2014
- Preis der LiteraTour Nord 2014

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015
www.wallstein-verlag.de
www.ralph-dutli.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

Ralph Dutli
Die Liebenden
von Mantua

Roman



WALLSTEIN VERLAG

Der Autor dankt dem Deutschen Literaturfonds e.V.
für die Förderung seiner Arbeit an diesem Roman.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung einer Abbildungsvorlage von

© Walter Wehner/VISUM creative

Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN (Print) 978-3-8353-1683-6

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2794-8

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2795-5

WARTENDER MENSCH, EIN ZETTEL IN DER HAND

Raffa erreicht pünktlich den Treffpunkt. Er geht vor der Rotonda auf und ab, mustert die Touristen, späht in Richtung Piazza Mantegna, als müsste Manu von dort kommen, wo sie sich zwei Tage zuvor zufällig getroffen und neu verabredet haben. Er geht in die Kirche hinein, ein Schmuckstück, ein Heiligtum der Rundheit. Zehn Säulen, romanische Rundbögen springen von einer zur andern. Es hätte ja sein können, dass Manu zu früh gekommen ist und sich ebenfalls im Innern umschauchen will.

Manu kommt nicht. Zehn Minuten vergehen, eine Viertelstunde. Raffa hat die Kirche bereits wieder verlassen, will nicht an ein Vergessen denken. Beide hatten offensichtlich das Gespräch nach so vielen Jahren genossen, es hatte sich längst nicht erschöpft, es gab noch viel zu erzählen. Manu hatte keinerlei Überdrussignale ausgesendet, hatte keine Eile, aufzubrechen. Nur dass er ein bisschen zu sehr besessen war von diesem Steinzeitphantom und dessen Verschwinden.

Die halbe Stunde vergeht. Manu kommt nicht. Raffa kramt in seiner Hosentasche nach dem Zettel mit Manus Handnummer, sie hatten vor dem Aufbrechen noch die Nummern ausgetauscht. Er wählt die Nummer. Keine Antwort. Aber auch kein Anrufbeantworter. Hat es mit dem italienischen Netz zu tun? Mantua als Funkloch? Unwahrscheinlich. Auch kein Klingelton, kein Besetztzeichen, gar nichts. Manus Handy bleibt stumm. Oder besser: Manus Mobiltelefon ist tot. Nicht einmal ein Rauschen aus dem Jenseits. Eine weiße Leere.

Die ganze Stunde ist schon vorüber. Raffa wartet noch immer. Es kommt immer mal vor, dass man sich um eine Stunde vertut, denkt er. Ach, du meinstest achtzehn Uhr, entschuldige, ich hatte mir neunzehn Uhr gemerkt. Aber auch die nächste Stunde ist nicht gnädiger zu Raffa.

Sollte er versuchen, in Manus Hotel nachzufragen? Manu hatte den Namen genannt, es hieß *Marchese* oder ähnlich. Raffa kennt es nicht, aber er könnte sich durchfragen. Vielleicht ist es nicht in der Altstadt, oder es versteckt sich in einer der Falten des Labyrinths. Hier liegt alles nicht weit von allem, die Altstadt ist eine Walnuss, ein flink verwinkeltes *Centro storico*, die Gassen und Gässchen ein Geflecht aus Mittelalter und Renaissance, die Plätze, Durchgänge, Tunnelgewölbe führen dich im Kreis herum, spiegeln sich gern gegenseitig, du stehst dir immer wieder selbst erstaunt gegenüber. Hier verliert man ganz leicht die Orientierung, es gehört zu Mantuas Magie. Ja, eine Walnuss, oder die wirren Gänge unseres Gehirns ...

Manu ist bestimmt mit seinen eigenen Recherchen beschäftigt, Raffa geht es genauso, zu tun hat er genug. Er ist nicht auf Urlaub hier, oder noch nicht, er wollte nach Erledigung des Auftrags ein paar freie Tage anhängen. Er fährt mit seinem Klapperauto nach draußen, besucht Dörfchen und Weiler, sieht wankende vereinsamte Kirchen in der Landschaft stehen, links und rechts des Po – von Stahlseilen umschlossen, wie nicht abgeholte übergroße Geschenkpakete verschnürt, mürbe rötliche Steine in kräftiger metallischer Umarmung. Verzwirnte Stahlseile der Heiligkeit, als wollten sich die sündig-schönen Kirchlein selbst kasteien. Nein, der Gott Terremoto will es so, und er weiß nichts von irgendeinem Christentum.

Raffa wartet und wartet. Gibt es einen Zeugen, einen Beobachter? Kaum. Es gibt nur das phänomenale Alleinsein eines wartenden Menschen. Nein, doch, halt, es gibt einen Zeugen. Vergil. Vergil der Voyeur. Vergil der Vigil, der Nachtwächter, der auch tags die Augen offen hält. Allgegenwärtige Überwachung aus der Antike, die hier alle Menschen abhört, eine *National Security Agency*, die in Hexametern spricht. Warum? Weil er überall ist. *Vergil is watching you*. In Mantua wird jeder ständig von den Blicken Vergils verfolgt. Ja, Vergil guckt von Nischen und Hochreliefs und Wappen verwundert herab auf den Fußgänger und Flaneur. Es ist seine Stadt, ganz klar, und er wird hier der Beobachter merkwürdiger Dinge. *Virgilius Mantuanus poetarum clarissimus*, so bezeichnet ihn die Inschrift auf dem *Palazzo del Podestà*. Der »berühmteste von allen Dichtern« staunt über die Dinge, die in seiner Stadt vorgehen. Vorzeitliche Liebespaare werden aus der Erde gehoben, fremde Menschen tauchen auf und verschwinden plötzlich wieder. Es wird hier vielleicht sogar Tote geben. Ja, Vergil, der allgegenwärtige Vergil, wundert sich und zieht die Augenbrauen hoch.

Vielleicht möchte er lieber in einem Wohnwagen leben, in einem Vorgarten oder Hinterhof eines der Vorstädtchen Mantuas. In Pietole zum Beispiel, fünf Kilometer südlich, das sich als sein Geburtsort empfiehlt, unter dem sich das antike Dörfchen Andes befunden haben soll. Gefunden wurde es nicht. Nicht jeder kann hoffen, von Archäologen aus der Erde gehoben zu werden. Pietole hat sich mit zwei anderen Örtchen zur Gemeinde *Virgilio* verbunden. Vergil ist ein Vorstädtchen geworden.

Aber nein, kein Vorstädtchenidyll. Er muss im Zentrum Mantuas residieren, segnende Dauerpräsenz, Botschafter aus dem Jenseits, jederzeit allgegenwärtig. Zeuge des Erd-

bebens und anderer tektonischer Ereignisse, Zeuge voller Halluzinationen.

Georgica III, 10-15: Als Erster will ich ... wenn mein Leben ausreicht ... die Musen ... zurückkehrend von Aonischen Höhen ... in mein Heimatland führen ... als Erster will ich dir, Mantua ... Palmen aus Idumaea überreichen ... und auf der grünen Wiese am Fluss ... einen Tempel aus Marmor errichten ... wo der gewaltige Mincius ... in trägen Windungen irrt ... und seine Ufer mit zartem Schilf säumt ...

An der Piazza Broletto, in einer mittelalterlichen Nische des *Palazzo del Podestà*, sitzt er mit seiner dekorativen Doktorenmütze am Schreibpult aus dem halluzinogenen dreizehnten Jahrhundert, mit frohen abstehenden Ohren, flankiert von zwei Halbsäulen, neben seiner Rechten ein Tintenschälchen, hebt den Blick und zeigt ein rätselhaftes Lächeln. Rasch wird der wackelige Stadtphallus wegen Erdbebenschäden dicht von Stahlplanken umgeben sein, Stahlarme umgreifen den hohen Turm, und Vergil in der Nische wird samt seinem Lächeln unter den Gerüsten und Plastikplanen verschwinden. Ein Erdbebenopfer. Sie werden Kunststoffe einschießen, Risse kitten, das Wahrzeichen stabilisieren, verfluchter Frühling, der noch lange nachhallt.

Vergil war hier nicht zu entgehen, er ist verstreut über die Halbinsel zwischen den drei Seen, er blickt als Büste, Relief und Statue herab auf das kaum erwachte Mantua, als sei er zugleich Urahn, ewiger Herrscher und sehr heutiger Bürgermeister. Auf dem Stadtwappen blickt er im linken oberen Feld des weißen Schildes, das ein rotes Kreuz vierteilt, wer will auf so einen Ahnherrn verzichten. Als Apotheose auf Marmor aus Carrara stehend die pompöse Mo-

numentalstatue in Bronze auf der Piazza ... wie heißt sie noch? Natürlich *Piazza Virgiliana*. Und die Mantuaner Akademie, gegründet von Kaiserin Maria Theresia, hat Napoleon eigenhändig zur *Virgiliana* umgetauft. Napoleon grüßt den Autor der Äneis! Salve, Imperator! Auch er weiß sich zu verbeugen. Vergil hat hier Archiv und Bibliothek und diverse Filialen, was will er mehr, und dennoch träumt er davon, sich zu verkleinern, er möchte einen bescheidenen Wohnwagen. Er hat immer sehr zurückgezogen gelebt.

Die Stadt hat Glück mit so einem, der sie auf die Weltkarte setzt. Vergil fliegt gern durch die Luft, er liebt nichts mehr als die Luft. Ein antikes Schwälbchen, ein Beobachtungsschwälbchen. Er liebt die Vogelperspektive auf das Leben, ein Wächter über Tag und Nacht. Permanent patenter Vigil. Und ja, ganz bestimmt hat er Raffa da unten stehen sehen vor der prächtigen Rotonda.

Raffa wartet noch immer. Haben Sie schon einmal einen wartenden Menschen beobachtet? Wie er zunächst unbesorgt und gutgelaunt wartet auf das erhoffte Treffen, leise lächelt und sich freut in seiner hochgestimmten Erwartung? Wie er sich jede Ungeduld verbietet, wie er sich bemüht, entspannt zu wirken auf den sicher bald Ankomenden?

Wie er allmählich öfter auf die Uhr schaut, erst auf die Armbanduhr, dann aufs Handy, dann hoch zum Uhrturm des *Palazzo della Ragione*, als ob sich dort die heutige Zeit ablesen ließe und nicht die astronomische Zeit der Renaissance und des Neolithikums.

Der wartende Mensch wird allmählich nervös, er geht rascher auf und ab, ein leichter Schweißfilm gleitet elegant auf seine Stirn, dann zeigt sein Gesichtsausdruck bedroh-

liche Veränderungen, vom leichten Ärger über den anderen, dann über sich selbst bis zur leichtflügelig anfliegenden Panik. Es muss etwas passiert sein, es kann nicht anders sein, ein Verkehrsunfall, ein heimtückisches Virus oder ein gebrochenes Fußgelenk.

Sein Gesicht fleht um eine Nachricht, irgendeine, es kann so nicht weitergehen, die Ungewissheit ist das Schlimmste. Ein wartender Mensch ist bald die helle Verzweiflung. Ein wartender Mensch ist der Durst nach Erlösung. Und Vergil hat den wartenden Menschen gesehen und zeigt noch immer dieses rätselhafte Lächeln.

Manu kommt nicht. Dann denkt Raffa, dass *er* es sei, der sich im Tag geirrt hat. Übermorgen ist übermorgen, oder hatte Manu gemeint über-übermorgen? Hatten sie gesagt: in zwei Tagen? Und er meinte den dritten nach dem Treffen im Café Miró?

Am folgenden Abend steht Raffa wieder vor der Ronda, wieder um 18 Uhr. Eine gewisse Sturheit gehört zu ihm, er ist nicht bereit, das angebrochene Gespräch aufzugeben, es gab noch so viel zu sagen. Dasselbe Ritual des Wartens, Spähens, Aufundabgehens, vergeblichen Anrufens. Zehn Minuten, eine halbe – dreiviertel – eine Stunde. Nichts. Manu kommt nicht zum Treffen. Das Handy ist so tot wie am Vorabend. Dass er sich einfach davongemacht hat, kann Raffa nicht glauben. Ihr Gespräch war zu freundschaftlich gewesen, beide waren erfreut, die alte Eifersucht war doch längst begraben, es ging um Laure, Manu hatte geglaubt, Laure sei an jenem Nachmittag bei ihm gewesen, als er sie plötzlich, vom Boulevard Saint-Jacques kommend, auf dem gegenüberliegenden Gehsteig hastig hat weggehen sehen, nur ein paar Meter von der Nummer siebenunddreißig. Manu war selbst unterwegs zu Raffa gewesen, ohne Anruf,

wie oft hat er wechselnde hübsche Gesichter aus diesem schweren Eingangstor kommen sehen. Und jetzt auch Laure?

Manu kam nicht. Er hatte auch keine Nachricht an der Bar des Café Miró hinterlassen, keine E-Mail, keine SMS geschickt. Nichts. Sein Handy gibt es nicht mehr. Niemand hier, niemand dort, als telefonierte er mit dem Jenseits, mit Proserpina. Er hatte Raffa den Namen des Hotels verraten, wo er abgestiegen ist. Nach einigem Fragen hat Raffa das *Marchese* gefunden, in einer Straße, in der er kein Hotel vermutet hatte. Es lag außerhalb der autofreien Zone. Der Besitzer war gerade selbst am Empfang, begrüßte Raffa beflissen, weil er in ihm einen Kunden vermutete, und wurde bei Raffas Nachfragen zunehmend unfreundlicher. Nein, man habe von keinem Hotelgast dieses Namens je gehört. Es müsse sich um eine Verwechslung handeln.

Oder haben Sie sich verhört? Vielleicht in einem anderen Hotel mit ähnlichem Namen? Ihr Freund oder Bekannter muss sich geirrt haben, er hat ganz sicher hier nicht gewohnt. Den Mann auf dem Foto auf Ihrem Handy haben wir bestimmt noch nie gesehen. Wir hätten doch in der Buchungsdatei irgendeine Spur von ihm, eine Reservierung, eine Quittung, ein Check-out-Dokument.

Raffa geht entmutigt und ratlos hinaus, er beginnt tatsächlich an seinem Gedächtnis zu zweifeln, oder wenigstens an seinem Gehör. Hatte er sich bei dem Namen *Marchese* verhört? Er dreht sich noch einmal nach dem Hotel um, da kommt eine junge Frau herausgehuscht, sieht sich kurz nach der Tür um und drückt ihm einen Zettel in die Hand. Dunkles Haar, auffallend fragende blau-braune Augen, vielleicht eine studentische Aushilfe, eine flinke Fee, die

dort jobbt und das schroffe Gespräch am Empfang im Vorübergehen mitangehört hat.

Sie drückte ihm den Zettel in die Hand und wollte sich schon umdrehen und rasch wieder durch die Hotel­ tür hin­ gehen, sie hatte wohl keine Erlaubnis hinauszu­ treten, um irgendwelche Bekannten zu grüßen. Doch da gab es einen kleinen Augenblick, der merkwürdig war. Sie hatte ihm mit einer verstohlenen Geste den Zettel rasch in die Hand gegeben, es gab keinerlei Berührung der Finger, keinen minimalen Blitz aus Feuchtigkeit und Wärme, aber beim Zurückziehen ihrer Hand eine leichte Verzögerung, während sie ihm ins Gesicht blickte, direkt in die Augen.

In ihren Pupillen nahm Raffa ein kurzes, sekundenlanges Staunen wahr, mehr noch, eine ungläubige Verblüffung, die Raffa überhaupt nicht verstand. Als wäre es ein unerwartetes Wiedersehen, als hätte sie jemanden unverhofft nach vielen Jahren wiedererkannt. Er aber, Raffa, wusste mit Bestimmtheit, dass er die junge Frau nicht kannte. Er gehörte nicht zu jenen, die sich nie an die Namen und Gesichter flüchtiger Begegnungen erinnern konnten, sein Gedächtnis war fotografisch, erdbebenerprobt. Die Frauen blieben in seine Erinnerung eingebrannt, nicht nur ihr Gesicht ... Nichts war verwechselbar, oder er wollte es wenigstens glauben.

Manu öffnete den gefalteten Zettel und las:

Kommen Sie morgen um 17 Uhr ins Café Caravatti, unter den Portici Broletto. *Lorena*.

Er las noch einmal den Vornamen, um sicherzugehen, dass er sich nicht verlas: Lorena, der Schriftzug meinte diese Buchstaben. LORENA.

DAS WACHS IM OHR DER WALE

Raffa geht in sein Studio-Apartment an der Via Leon d'Oro, verbringt den Abend mit Grübeln über die Begegnung mit Manu. Er schlägt die Flügel der versteckten Küche auf, kocht sich etwas, weil er dabei am besten nachdenken kann. Er versucht mühselig, sich Fetzen des Gesprächs ins Gedächtnis zu rufen, um in ihnen vielleicht ein Indiz für Manus Ausbleiben am Tag des vorgesehenen Treffens aufzuspüren. Den Grund für eine plötzliche Verärgerung, die Spur einer Beleidigung, irgendein Wort, das Manu die Lust auf ein erneutes Treffen genommen haben könnte.

Sie hatten nur kurz über die Freunde von damals gesprochen, den unbeirrbaren Sog der Zeit, die seltsame Macht unzutreffender Erinnerungen. Hatte er zu beharrlich Neuigkeiten von Laure hören wollen? Raffa kennt Manus Eifersucht und die kleine Episode an der Rue de la Tombe-Issoire, als er, nur er – Manu – sich geirrt und mit seiner Eifersucht alles verdorben hatte. Laure hatte an jenem Nachmittag nicht mit ihm, Raffa, geschlafen. Sie kam nur, um mit ihm über Manu zu sprechen. Sie machte sich Sorgen um ihn. Es war nur einer von mehreren Gründen, weshalb sie bald alle in verschiedene Richtungen versprengt waren. Wie schmerzhaft der Ausdruck: sich aus den Augen verlieren. Augenverluste.

Er hört Manu jetzt leise sprechen, im Gläserklirren und abendlichen Gessumm, er spricht beschwörend, schaut Raffa direkt ins Gesicht.

... Ein paar wenige deutliche Umrisse, eine Handvoll leuchtender Bilder, hirnverbrannte Lappalien, die dir bis

zum Lebensende bleiben. Und die dein Leben ausmachen, das Eigentliche an dir, dein unverwechselbares Gesicht. Wir sollten ein Organ dafür haben, wo alles, der ganze wunderbare Plunder und leuchtende Abfall, gespeichert wäre. Ein objektives Organ, verstehst du, nicht unser löchriges Gedächtnis. Eine wahre *Black Box* für reale und imaginäre Gespräche, einen inneren Flugschreiber für alle Stimmen, die uns begegnet sind. Unsere Erinnerung täuscht uns immer wieder, sie liegt ganz nah am Wahn ... am Roman.

Raffa erinnert sich deutlich an Manus Frage:

Hast du schon einmal vom Ohrenschmalz der Wale gehört?

Mein Gott, du bist derselbe Spinner geblieben, ich sehe dich vor mir wie damals.

Hör zu, das ganze Leben eines Wales lässt sich in seinem Ohr ablesen. Diese Meeressäugetiery lagern in ihrem Hörorgan ein Wachs ab, das aus feinen Schichten besteht, die seit ihrer Geburt dort gespeichert werden. Es ist ein inneres Organ, von außen siehst du gar nichts, keine Ohrmuschel, keine süßen Ohrläppchen.

Aber können sie tatsächlich hören?

Ja, klar, sie haben ein sehr feines Organ dafür, nehmen die Schallwellen über ihre Kiefer auf. Von der Musik der Wale hast du sicher schon gehört. Und dann das: Ihr Leben lässt sich in ihrem Ohrenschmalz ablesen! Wäre es nicht wunderbar, wir hätten auch so ein Organ, das alles speichert?

Und unser geteiltes eisblaues Paris wäre nur eine zarte Schicht, warf Raffa zögernd ein ...

In der aber alles gespeichert wäre, das Attentat in der Rue de Rennes, das uns erschütterte, der Vollmond-Mörder, alle Freunde, alle Feste, aller Streit. Und wir paar Tausende zwischen den Erinnerungstrümmern, wir alle hät-

ten die Schicht in unseren Ohren. Aber ich möchte auch, dass unsere Wachsablagerungen von damals kommunizieren könnten, dass unsere Hörorgane sich austauschen, dass sie sich gegenseitig Botschaften senden.

Aber jeder hat doch ein anderes Wachs, jeder hat ein anderes Hörorgan. Wir sind keine Wale! Einer hört mehr mit den Augen, ein anderer behält nichts, was er nicht mit dem Tastsinn geprüft hat, seine Erinnerung hat eine Haut. Auch die Zunge ist ein gewaltiges Gedächtnisorgan. Für den einen ist ein bestimmtes Ereignis eine Erleuchtung, für den anderen eine bloße Lappalie. Das Gedächtnis trennt uns. Es macht uns einsam. Du weißt doch genau, dass das alles verloren ist, nie wieder wird es so sein wie damals. Und das ist auch gut so. Nichts ist wiedergutzumachen im Leben. Erzähl doch endlich von Laure, wie geht es ihr, was macht sie?

In ihrem Hörgang also sammeln sie dieses Wachs an, das ihr Alter wiedergibt, ihre Hormonstadien, die Umweltstoffe, denen sie ausgesetzt waren.

Woher weißt du das?

Von Lou, einer Amerikanerin, die ich vor kurzem in Rom getroffen habe. Forscher von der Baylor de Waco Universität in Texas sollen es herausgefunden haben. Lou war dabei, als sie in einem Museum in Santa Barbara ihre Entdeckung vorgestellt haben. Du kennst sie nicht, ich habe sie nach unserer Zeit kennengelernt. Eine Spezialistin für Meeressäuger, Delphine, Wale, sehr nett und sehr eigenwillig, sie würde dir gefallen.

Raffa versucht, sich alles ins Gedächtnis zu rufen, worüber er mit Manu im Café Miró gesprochen hat, wie nützlich wäre es jetzt, dieses Wachs der Wale im Ohr zu haben.

Er, Raffa, der Zerstäuber aller Ohrenschmalzmythen,

hielt Manu den Mageninhalt des Pottwals entgegen, der genau ein Jahr zuvor, im Frühjahr 2012 – also gleichzeitig mit dem *verfluchten Frühling* in der Po-Ebene – vor der Küste Andalusiens verendet war. Sein Magen war ein Fundbüro. Dreißig Quadratmeter Abdeckplanen, Gartenschläuche, Blumentöpfe, Kleiderbügel, Matratzenteile, achtzehn Kilo Plastikmüll. Und das alles in einem Magen!

Manu weicht aus, er will vom Ohr des Blauwals sprechen, nicht vom Müllhaufen im Magen des Pottwals.

Alle haben wir unzutreffende Erinnerungen, die wir seit der Kindheit transportieren. Nichts ist illusionsfroher als das Gedächtnis. Deshalb wäre es wunderbar, so ein objektives Ohrenschalz zu haben.

Sind wenigstens Sterbende in der letzten Minute allwissend? Am Schluss der ganzen Operation weiß einer nicht mehr, was er erlebt oder nur gehört hat in seinem Leben. Ist es ihm zugestoßen oder einem andern? Wir bestehen aus unseren ersten Küssen und unserer ersten Begegnung mit dem Tod. Ja. Und dennoch ist ein Leben mehr als die eigenen Erinnerungen. Noch ganz am Schluss schwimmt es mit den anderen. Der Sterbende löst sich als Individuum auf. Ist es wirklich seins, oder kreuzt sich ein fremdes Gedächtnis mit seinem? Wer trennt das Fremde vom Eigenen? Gibt es eine klare Naht? Hört er all die Stimmen, die je in seinem Leben zu ihm gesprochen haben? Wo sitzt das Aufnahmegerät? Jawohl, er kennt sein Leben auch vom Hörensagen.

Manu lässt sich in Raffas Erinnerung an das Gespräch auf der Piazza Mantegna nicht vom Ohrenschalz abbringen.

Es sind also Blauwale, die größten Tiere überhaupt, bis zu dreißig Meter lang und hundertsiebzig Tonnen schwer. Eine gefährdete Spezies, es soll nur noch achttausend davon geben.

Und alle haben dieses Schmalz im Ohr?

Vermutlich, ja. Ein Wal, der 2007 bei einem Zusammenstoß mit einem Schiff vor Santa Barbara umkam – im Jahr der Entdeckung der Liebenden von Valdaro! – und zwölf Jahre alt war, hatte über fünfundzwanzig Zentimeter von diesem Erinnerungswachs im Ohr.

Also wie die konzentrischen Jahresringe in den Baumstämmen?

Ja, ungefähr. Eine Abfolge von Wachsschichten von der Geburt bis zum Tod. Und alles war ablesbar, jedes Ereignis hat seine Spur hinterlassen. Das Stresshormon Kortison hat sich dort verewigt, es gab die ganzen Testosteronausschüttungen, dazu Quecksilber und etwa vierzig Pestizide, stell dir vor. Ein Querschnitt durchs Leben, mit seinen Anreicherungen und Bedrohungen, mit aller Lust und Gefahr und allem Gift.

Und du willst jetzt also auch so ein Ohrenschmalz für dich, damit du alles, das ganze rosige Nichts, speichern kannst? Du willst wohl auch noch die Liebenden von Mantua in dieses Ohrenschmalz betten?

Sein Stresshormon war noch sehr gering vorhanden, als er sechs bis zwölf Monate alt war, süße Kindheit, die Meere wiegen den Wal und singen ihm lallend ihre Wiegenlieder und sanft brummelnden Geräusche. Mit zehn Jahren hatte es sich dann verdoppelt. In dem Alter werden die Wale geschlechtsreif.

Du meinst also – kein Sex ohne Stress?

Wenn du willst, ja. Dort wo am meisten Testosteron ist, ist auch am meisten Stress. Und was ist mit der Liebe in *deinem* Leben? Immer noch von Blüte zu Blüte treibend?

Lass das, sagt Raffas schweigendes Gesicht.

Und noch etwas verband Raffa mit Manu: Sie hatten einen nahen Menschen sterben sehen. Das verbindet inmitten der Ahnungslosen. Sie waren durch dieses Ereignis zwei Verschworene. Sie wussten, was es zu wissen gab. Raffa hatte seinen Bruder bis zum Schluss begleitet, der mit siebzehn Jahren seiner Krankheit erlag. Oder nein, er wurde von seiner Krankheit erlegt. Wie ein gehetztes und zuletzt heiter lächelndes Tier. Er hatte es geschafft. Dieses unsagbare, wissende Lächeln zuletzt. Und sei es dem Morphin geschuldet – es war da. Und Raffa stammelte immer wieder – auch Manu hat es mehrmals gehört – sein »Warum er, warum nicht ich?«. Nie hat er sich damit abfinden, nie hat er es verstehen können. Er steht noch immer an jenem Bett im abgedunkelten Sterbezimmer, hält sich, dem kalten Metall dankbar, an der Stange fest, um nicht umzufallen, um zu begreifen, was er sieht. Die Krankheit hatte keinerlei Sinn. Sie war eine schlechte Behauptung, eine Anmaßung, sie gehörte nicht dorthin, in das Leben seines Bruders. Warum er, der begabter, fröhlicher, beliebter war, großzügig und bestimmt ein besserer Mensch, das alles durchmachen und dann gehen musste – Raffa hat die Frage nie beantworten können. Sie jagte ihn vor sich her, immer wieder: Warum er, warum nicht ich?

Raffa wacht plötzlich auf, er hatte den Kopf auf die Tischplatte gelegt und war dann eingeschlafen. Noch immer kreist Manus Frage im Studio-Apartment an der Via Leon d'Oro.

Hast du schon vom Ohrenschmalz der Wale gehört?

Er lässt sein Geschirr unabgewaschen auf dem Tisch stehen. Soll der Goldene Löwe es besorgen, wenn er will. Er sucht sein Bett. Er ist soeben mit seinen Gedanken in den Weltmeeren gewesen. Es gibt dort keine Logik. Die alte Frage hat ihn aufgescheucht.

Am nächsten Morgen bricht er früh auf, damit er rechtzeitig im Laufe des Nachmittags in der Stadt zurück sein kann. Wieder fährt er zu einer dieser Erkundungsfahrten hinaus in die zerrissenen Handschriften des Gottes Terremoto. Nach Mirandola, Medolla, Camposanto, dem Epizentrum. Dann hat er es eilig, wieder in die Stadt hineinzu- kommen. Er will nicht zu spät kommen, er weiß genug vom zermürenden Warten.

LORENA UND DER BLAUE SCHLITTEN

Eine Stunde vor dem Treffen streift er durch die Gassen und über die Plätze, notiert sich übersehene Orte, wo Erdbeschäden zu sehen oder kaschiert waren. Streicht an den hohen Mauern des Palazzo Ducale entlang, tritt in den großen Hof des Castello di San Giorgio, staunt über den Größenwahn der Markgrafen und nachmaligen Herzöge Gonzaga, die sich aufblähten, als gehörten ihnen ganze Königreiche. Dann hat er es plötzlich eilig, ins Café Caravatti zu kommen, um die junge Frau zu sehen. Er ist gespannt darauf zu erfahren, was sie ihm mitteilen will.

Er geht wie ein zerstreuter Tourist auf dem unebenen, schuppen- und grätenartig beschlagenen Pflaster der riesigen Piazza Sordello zur Piazza delle Erbe weiter, bleibt möglichst unauffällig vor dem Rotonda-Eisladen mit dem Schriftzug »Wenn du es probierst, kapiertst du« ... *se lo assagi, capisci* ... unter den Broletto-Arkaden stehen. Er hält sich halb abgewandt mit dem Rücken zum Café Caravatti, dreht nur mehrmals leicht den Kopf, er will die junge Frau eintreffen sehen.

Sie kommt pünktlich, das Gesicht gedankenverloren, er beobachtet sie aus einem günstigen Winkel, vielleicht zwei Minuten lang. Als er endlich ans Tischchen tritt, hebt sie den Blick, und wieder sieht er dieses merkwürdige blitzhafte Staunen in ihren Augen. Er wiederholt für sich und sein Gedächtnis, dass er die junge Frau mit Sicherheit nicht kennt, außer dem einen Mal vor dem Eingang des Hotels noch nie gesehen hat.

Sie bestellt das orangefarbene Getränk, an dem hier alle fortwährend nippen, und erzählt ohne Umschweife, dass

sie den von Raffa an der Hotelrezeption beschriebenen Mann, mit dem ihr Chef nicht das Geringste zu tun haben wollte, gesehen habe.

Sind Sie ganz sicher?

Eindeutig, ganz klar.

Es sei kein italienisches Auto gewesen, ein alter breiter Amerikaner aus der Steinzeit der sechziger Jahre habe vor dem Hotel gehalten. Ein viel zu auffälliges Auto für eine verschwiegene Aktion. Sie habe in Katalonien einmal Salvador Dalís blauen Cadillac gesehen. So einer war es, ein breites Ding, kein Auto für Mantua und seine schmalen Sträßchen. Läge das Hotel im Altstadt kern, wäre der Schlitten irgendwo eingeklemmt liegengeblieben. Als ob der unbekannte Besitzer dem Maler den Cadillac abgekauft hätte, mit dem er 1982 die tote Gala, seinen Musendrachen, aus Südfrankreich abgeholt und in ihr Mausoleum im Schloss von Púbol chauffiert hatte. Ein Cadillac als Leichenwagen, Dalí als Totenkutscher mit dem Zwirbelschnauz bart, das war das letzte Kunststückchen, mit dem er die tote Gala verblüffen wollte.

Ich kenne den Ort, sagt Raffa, mein Vater war Katalane.

Jedenfalls ein Auto aus einer anderen Zeit. Ein Mann im Regenmantel habe an der Rezeption nach dem Gast gefragt, er kannte seinen Namen, sie selbst habe in der Buchungsdatei nachgeschaut und das Zimmer angerufen. Der Gast sei zum Hotelempfang heruntergekommen, von dem Fremden auf ein Wort auf die Straße gebeten, dann plötzlich in das Auto gestoßen worden, worauf der Komplize am Steuer schon losfuhr. Es sei alles sehr schnell gegangen.

Als Lorena, die das Geschehen durch die Glastür verfolgt habe, aufgeregt zum Hotelbesitzer lief, habe der nur abgewiegelt und gesagt, sie solle die Sache nicht aufbauen. Es sei wohl eine simple Verabredung gewesen. Er

wolle keinen Ärger, schon gar nicht mit der Polizei. Im Hotelwesen bringe ein Gerücht den sofortigen Untergang, eine schlechte Beurteilung auf der Website einer Buchungsplattform, und die Touristen bleiben aus, es gehe ihm an den Kragen und den Hotelangestellten ebenso. Also, Signorina, wenn Sie morgen noch Arbeit haben wollen, vergessen Sie das alles noch heute. Wir haben nichts gesehen und nichts gehört, verstehen Sie? Gehen Sie an Ihre Arbeit und denken Sie an etwas anderes, ja?

Sie hat es nicht eilig aufzubrechen, das Gespräch fließt ungehindert, sie lächelt bezaubernd, als er ihr seine jämmerliche Erdbebenreportage schildert. Sie schiebt sich mit einer wiederkehrenden Geste eine feine Strähne hinters Ohr und zeigt ihm dabei fast ihr Profil. Raffa hat eine Schwäche für mediterrane Frauen, den matten Glanz der Haut, die dunkleren Augen. Aber in diesem Lächeln lag noch etwas anderes, das er sich nicht erklären kann. Das Lächeln verschweigt ihm etwas, aber warum soll es alles auf einmal enthüllen. Ein Lächeln ist der beste Aufschub.

Sie erzählt ihm also, dass sie ein abgeschlossenes Archäologiestudium hinter sich habe, nur zufällig in der Gastronomie jobbe, mit diversen Arbeiten in Hotels und Restaurants über die Runden komme. Sie habe auf Malta bei einem archäologischen Projekt mitgearbeitet, sei aber vor ein paar Monaten nach Mantua zurückgekehrt, um ihre kranken Eltern zu pflegen, die kurz nacheinander verstorben seien. Vielleicht ist das der Grund für die schuldbewusste Traurigkeit, die immer wieder in ihrem Lächeln aufscheint. Sie arbeitet meist an der Rezeption, bis der Nachtportier auftaucht, geht manchmal den Zimmermädchen rasch zur Hand, wenn es viele Wechsel gibt und die Zimmer so schnell wie möglich wieder verfügbar sein sollen. Der Chef

ist streng, aber nicht ekelhaft, er lässt sie ihre Arbeit tun, ohne sie zu belästigen.

Wie so viele hier muss ich improvisieren. Viele Freunde und Studienkollegen sind ins Ausland abgehauen, weil sie nichts mehr finden, sie stehen in Cafés und Bars in Berlin und London, tragen Kaffeetassen vor sich her durch die Welt und lassen sich von schlechtgelaunten Kunden anschnauzen. Wir sind die Meute der ungebrauchten hochqualifizierten Allroundjobber, was wollen Sie? Putztrupp mit Masters Degree, habilitierte Taxifahrer und Animatoren mit Doktorhut in Urlaubscamps an der Adria. Einige stellen sich als Versuchskaninchen in der pharmazeutischen Industrie zur Verfügung. Besser als arbeitslos ist jeder Seiltanz, hier oben im Norden ist es weniger schlimm als unten im Süden, statt vierundvierzig haben wir nur siebenundzwanzig Prozent Jugendarbeitslosigkeit, aber es werden noch mehr werden. Wir reden uns die Zungen wund in Callcentern, dienen in Hotels und helfen als Fremdenführer aus, ich mache meinen Job im Hotel weiter und halte die Ohren offen, falls sich etwas Neues ergibt.

Raffa beschreibt ihr Manu, Lorena ist überzeugt, dass er es war, der vor dem Hotel in ein Auto gestoßen wurde. Das Foto auf dem Handy, klar, auch der Name Manuel Lomo ist nicht häufig anzutreffen. Er beschließt, trotz erster Bedenken am folgenden Tag zur Polizei zu gehen. Aber das Vorgehen ist nicht sehr aussichtsreich. Lorena ist bereit, nach der Arbeit mitzukommen, wenn nötig auch zu übersetzen. In seinem Kopf hört er schon das Gespräch.

Ist er ein Angehöriger von Ihnen?

Nein, nur ein alter Freund.

Aber hören Sie, er kann doch seine Pläne geändert haben und vor dem geplanten Treffen abgereist sein? Sind Freunde immer zuverlässig?

Er wollte mehrere Wochen in Mantua bleiben.

Er schuldet Ihnen doch keine Rechenschaft über seine Vorhaben. Vielleicht hat ihn jemand vor dem Hotel abgeholt, eine andere Bekanntschaft, von der Sie nichts wissen? Vielleicht eine Frau?

Aber meine Begleiterin hier sagte mir, er sei ins Auto gestoßen worden, das dann sehr schnell weggefahren sei. Er war mit Recherchen beschäftigt, die vielleicht nicht jeder-
mann gefielen?

Was für Recherchen, bitte?

Über die Liebenden von Mantua, eine steinzeitliche Grablege, die 2007 hier in der Nähe entdeckt wurde und dann plötzlich verschwand.

Der Polizist glaubt sich verhört zu haben. Er wirft dem Kollegen einen vielsagenden Blick zu.

Keine Finanzschiebereien, keine Industriespionage, kein Plutoniumdiebstahl? Sie glauben doch nicht im Ernst, dass jemand ein paar Knochen wegen entführt werden könnte? Vielleicht handelt es sich tatsächlich um eine Liebschaft, aber eher nicht aus der Steinzeit.

Hier wird der ungläubige Beamte ein komplizenhaftes Grinsen aufsetzen und Lorena zuzwinkern.

Vielleicht ist das Doppelskelett gestohlen worden, er war dem Diebstahl auf der Spur, vermutlich ist er deswegen entführt worden.

Diebstahl, Entführung ... Signore, Sie haben vielleicht zu viel Phantasie, *non è vero?* Es kommen viele Touristen nach Mantua, sie kommen und gehen, fahren nach Verona, Padua oder Ferrara weiter, keiner regt sich über ihr rasches Verschwinden auf. Aber bitte, an uns soll es nicht liegen, wir haben alles protokolliert, ein Kommissar wird sich um die Angelegenheit kümmern, wenn wir irgendwelche neuen Anhaltspunkte haben, geben wir Ihnen Bescheid. Ihre Per-

sonalien und Ihr Aufenthaltsort hier in Mantua werden aufgenommen.

Es wird verlorene Zeit sein. Keiner würde auch nur einen Finger rühren für eine absurd klingende Entführungsgeschichte, bei der zwei Steinzeitskelette irgendeine obskure Rolle spielten. Die Geschichte schien Raffa selbst so unglaublich, weshalb sollten italienische Polizeibeamte, die auf die Uhr schielten und den Feierabend erwarteten, so wirres Zeug glauben? Und hatte er, Raffa, überhaupt ein Recht darauf zu wissen, wo sein Kumpel von damals gerade war? Manu war ein freier Mensch, schon damals in der gemeinsamen Zeit öfter unvorhersehbar, plötzlich wie abgetaucht. Hatte er nicht die Wahl, einen Menschen wiederzutreffen oder eben nicht zu treffen? Für die erste Begegnung war der Zufall zuständig, die zweite lag im Bereich seiner Freiheit.

Am nächsten Morgen glaubte er beim Aufwachen an einen absurden Traum. Schon das Wiedersehen mit Manu nach so langer Zeit, seine Geschichte des Steinzeitpaares und dessen Verschwinden, seine angebliche Entführung, das Treffen mit Lorena ... All das schien ihm unwirklich, einem Traum entlaufen. Aber die Wirklichkeit kümmert sich zuallerletzt um die Wahrscheinlichkeit, es gibt ohnehin nur wenig auf der Welt, was nicht unwahrscheinlich ist.

Raffa versuchte sich einzureden, dass Manu trotz allem abgereist war und es vergessen hatte oder unterlassen wollte, ihm Bescheid zu sagen. Er hatte so merkwürdige Interessen und Pläne, und vielleicht auch die Erinnerung an die Eifersuchtsgeschichte um Laure ...

Es beginnt die ordentliche Arbeit der Verdrängung. Er war niemandem begegnet auf der Piazza Mantegna, er hatte

mit niemandem ein langes Gespräch geführt, sich mit niemandem für den übernächsten Tag verabredet, hatte auf niemanden an zwei aufeinanderfolgenden Tagen gewartet. Niemand kam, niemand hinterließ eine Nachricht, niemand versuchte ihn zu kontaktieren. Niemandes Handy war tot. Keine junge Frau war aus dem Hotel gehuscht und hatte ihm keinen Zettel zugesteckt.

Das Gewissen wehrt sich dennoch: Es ist alles unwahrscheinlich, aber du hast es nicht nur geträumt. Ihr habt tatsächlich auf der Piazza an einem Tischchen gesessen. Die Augen deines Gewissens haben es genau gesehen. Und Mantegna vermutlich auch.

ERWACHEN UND ERSTES GESPRÄCH MIT IGNOTO

Manu erwacht von den sanften Lichtwellen, die durch weiße feine, von einem Lufthauch bewegte Vorhänge strömen. Sonnenlicht beleckt mit kleinen feuchten Zungen seine müden Augenlider. Licht eines späten Morgens, bestimmt noch nicht Mittag. Er schlägt ein Auge auf und merkt sofort: Er ist hier noch nie gewesen. Jedes Auge schaudert vor unvertrauten Räumen, auch wenn sie sich noch so golden und sonnig geben. Es roch hier auch unvertraut. Leicht harzige Teedüfte, ein duftendes Irrlicht von Moschus, salzbetont.

Es gibt keine Uhr. Am Armgelenk ein Nichts. Er greift sich in die Hosentasche. Auch sein Handy haben sie ihm abgenommen. Die Zeit ist ihm abhandengekommen. Er muss lange geschlafen haben. Und er kennt das Gefühl gar nicht mehr, lange geschlafen zu haben. Seit Jahren narrt ihn sein scheinheiliges Hirn, lässt ihn friedlich einschlafen und scheucht ihn nach zwei Stunden schon wieder aus der weichen Umarmung. Das Herz klopft, schickt ihm Abwehrhaltungen, die möglicherweise aus völlig anderen Zeiten kommen, moderne Mammutgerüche, deutliche Wolfsgeräusche, ein Scharren im Gebüsch des Gehirns, das Gähnen des Säbelzahn timers. Blödsinn, denkt Manu, noch halb in seinen Träumen. Was hatten sie mit ihm vor?

Er glaubt, mühsam aufstehen zu müssen, schließlich taucht er aus einer Narkose auf, aber es geht ganz leicht. Er schaut sich um, ein schlichtes Zimmer, keine Gefängniszelle, aber ohne jeden Schmuck, kein Bild an der Wand, kein Daniel in

der Löwengrube. Auf dem Tisch ein Computer, er vermutet sofort: ohne Ausgang ins weltweite Netz, Schreibblöcke, Schreibstifte. Merkwürdiger Gegenstand: eine kurze rote Stabtaschenlampe. Wer hat sich das denn ausgedacht? Wer oder was soll hier erleuchtet werden? Ein Fingerdruck auf den Schalter: Kräftiges Licht gibt es genug. Nur keine Freiheit.

Er geht zum Fenster, berührt die Vorhänge, tritt gleich daneben durch eine Glastür auf einen großen Balkon, eher Terrasse, auf dem ein zitterndes Olivenbäumchen in einem großen tönernen Topf steht. Er blickt auf eine Landschaft mit Pappeln und Espen, mit Fluss- oder Bachverlauf, rötlichen Mäuerchen, Nutzgebäuden, Stallungen vermutlich. Eine dicke Umfassungsmauer, vielleicht Sandstein, um das ganze Anwesen herum. Ein Tor sieht er nicht, es entzieht sich seinem Gesichtswinkel. Er war hier noch nie. Wie ist er hergekommen?

Das Land ist flach. Er befindet sich vielleicht nicht allzu weit von Mantua, in der Po-Ebene, noch nichts zu sehen von den euganeischen Vulkanhügeln bei Padua. Das Auge ist rasch, misst sofort die Lage aus, um Fluchtwege zu erkunden. Die Terrasse viel zu hoch, die Mauer darunter ohne Bewuchs, keine Efeuleiter, gar nichts. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Steinen nicht breit genug, um einen Tritt zu ermöglichen. Alles gut verfugt. Wäre ein Sprung möglich? Was würde es bringen, mit zwei gebrochenen Beinen da unten zu liegen. Oder mit gebrochenem Genick, je nach Flugverlauf.

Er schält aus den verkrusteten Bildern heraus, was noch da ist. Ein Hotel in Mantua, dessen Name ihm jetzt nicht mehr einfällt, ein Anruf in seinem Zimmer, eine weibliche Stimme. Er geht hinunter, ein Fremder spricht ihn an, bittet

ihn für eine Minute, *solo un minuto*, vor die Glastür, er folgt ihm arglos, ein breites Auto nähert sich langsam, eine Tür schnellt plötzlich auf, und er wird unsanft hineingestoßen. Ein Mann auf dem Rücksitz schlägt ihm ein Taschentuch vors Gesicht, und das Auto fährt rasch davon. Mehr weiß er nicht.

Er geht zur Tür, öffnet sie, ein gutgekleideter Mann mit Dreitagebart, etwas jünger als er, sagt mit schroffer Bestimmtheit:

Erst wenn Sie gerufen werden.

Manu will nicht einmal protestieren, geht zurück und legt sich noch einmal auf die lehmfarbene Bettdecke, um nachzudenken. Er schließt die Augen, Minuten vergehen, vielleicht eine Stunde, vielleicht zwei. Er muss noch einmal eingeschlafen sein, denn er erkennt deutlich: Abendlicht, das durch die Fenster flutet.

Es klopft an die Tür, er hebt den Kopf, schneidet eine verschlafene Grimasse und ruft: *prego!*

Ein Diener wie aus einem Film der sechziger Jahre öffnet sacht die Tür, Backenbart, Manuel denkt an Buñuel, und sagt nur zwei Sätze:

Der *Conte* möchte Sie sprechen, bitte kommen Sie in ein paar Minuten herunter. Sie werden begleitet.

Jedes Aufbegehren erscheint ihm überflüssig, ein Ruf nach den Carabinieri völlig lächerlich. Manu ist friedlich wie ein Tier, das aus der Einschläferung erwacht. Er verharrt also auf der Bettdecke und nickt nur, lässt es geschehen. Oder ist diese Lämmchenfrommheit, die er gar nicht an sich kennt, der Betäubung geschuldet?

Dann klopft es, ein anderer Mann steht vor der Tür:

Kommen Sie jetzt.

Der Diener führt ihn über eine breite Treppe hinunter ins Erdgeschoss, er sieht nur seinen Rücken, sie gehen an

großen Glasflächen und mehreren Türen vorbei und weiter in den Speisesaal. An dessen Wänden hängen Bilder, deren Motive nicht erkennbar sind, weil eine Art weiße Gaze darübergezogen ist. Was soll diese Sinnlosigkeit, sich mit Kunstwerken zu umgeben und sie dann mit weißem Stoff zu verdunkeln? Nicht zum Gesehenwerden bestimmt. Oder werden die Werke nur für ihn verhüllt, damit er sie nicht erkennen soll? Weil er aufgrund der Bilder den Besitzer identifizieren könnte? Ob er daran erkennen könnte, wessen Gefangener er ist?

Auf dem Tisch exquisites Geschirr und luftige Gläser. Gedeckt ist für zwei Personen, Manu schließt daraus, dass der *Conte* sich nur mit ihm treffen will. Er würde ihn sofort zur Rede stellen, um den Grund seiner ungeheuerlichen Entführung zu erfahren. Was fiel diesem Schurken ein, einen ihm völlig unbekanntem Menschen durch ein paar Kerle in einem Auto auf sein Landgut karren zu lassen und ihm dabei noch irgendein Betäubungsmittel einzuflößen. Manu kennt keinen *Conte* und weiß nicht, warum der sich das Recht anmaßte, seine Rundgänge und Recherchen in Mantua abzukürzen.

Manu setzt sich und begutachtet die verschiedenen Teller und Gläser. Es liegt verwunderte Verächtlichkeit in diesem Blick, die Marken und Logos von Luxusgütern waren ihm unbekannt, er wollte sein Gedächtnis nicht mit solchem Plunder füllen. Er wollte nur weg.

Dann tritt auch schon ein überaus elegant, aber unauffällig gekleideter Herr durch die Tür, geht auf ihn zu, reicht ihm mit einem nicht unfreundlichen Nicken die Hand und setzt sich an das Tischende, das am weitesten von der Tür entfernt ist.

Er verliert keine Zeit mit irgendwelchen Höflichkeiten oder vermeintlich interessierten Fragen, die sich in zivi-

lisierter Umgebung aufdrängen würden. Wie gefällt Ihnen Mantua, wie lange haben Sie vor zu bleiben, was führt Sie hierher, sind Sie zum ersten Mal hier, haben Sie bereits den Palazzo Ducale besucht, Mantegnas *Zimmer der Vermählten*, die Fresken von Giulio Romano im Palazzo Te? Wahrscheinlich wusste er genau, dass nach dem Erdbeben viele Räume für Besucher noch geschlossen waren, nicht wenige von Mantuas Schätzen waren ins Dunkel getaucht.

Nein, der erste Satz gilt bereits dem Kern seines Interesses, im Tonfall eines dezidierten, aber nicht ruppigen, jede Silbe betonenden Befehls ausgesprochen:

Sie werden nicht mehr nach dem Grabfund von Valdaro forschen, keine Laborangestellten oder Archäologen mehr befragen. Die beiden Skelette sind unauffindbar, eine Ansammlung jungsteinzeitlicher Knochen ist nach einer sensationellen Grabung unsichtbar geworden, na und? Hört deswegen die Erde auf, sich zu drehen? Die Weltpresse hat eine Sensation gehabt, die Archäologen haben aufgemerkt, ein paar romantische Schwärmer haben »Romeo und Julia« geseufzt. Seit ein paar Tagen lasse ich Sie beobachten, und was meine Angestellten mir berichten, gefällt mir nicht. Ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen, auch über den Mann, den Sie im Café trafen und der den Erdbebenschäden nachläuft. Sie hätten dasselbe tun sollen, dann wären Sie nicht hier. Vielleicht lässt sich etwas über die Unterschlagung von Hilfsgeldern, Korruption, Vetternwirtschaft, Mafiakontakte und solche Dinge herausbekommen. Das interessiert doch die ganze Welt an Italien, nicht wahr?

Sie sprechen ausgezeichnet Deutsch, darf ich fragen, wie es dazu kommt?

Ich habe in München Philosophie studiert, und bitte, lassen Sie mich hier die Fragen stellen. Nietzsche war ohnehin ein Italiener, warum hätte er sonst in Turin ein Pferd umarmt? Er

umarmte seine italienische Seele. Dass es Italiener waren, die seine Schwester zum Teufel schickten und seine Werke endlich ediert haben, ist für Sie ein bloßer Zufall? Ich habe über einen Buddhisten namens Schopenhauer gearbeitet, ohne Schopenhauer gäbe es keine Liebenden von Mantua ...

Wie soll ich das verstehen?

Es ist mir nicht unangenehm, die Sprache meiner philosophischen Studien zu pflegen.

Manu hört ihm schweigend zu, prüft das Gesicht seines mindestens fünf Meter entfernt sitzenden Gegenübers, um zu verstehen, wer ihn hat entführen lassen, wer ihn hier festhielt. Es war das Gesicht eines kultivierten, höflichen Mannes, der nichts von einem Verrückten oder Gewalttäter hatte. Dennoch: Nichts ist tarnungswütiger als der blanke Wahnsinn. Warum nur denkt jeder sofort an das gebleckte Gebiss von Jack Nicholson in *The Shining*? Nur Idioten erwarten den plötzlich gezückten Dolch und ein Zucken um die Lippen des Gegenübers, einen Tick, ein zwanghaft blinzelnendes Auge. Der Wahnsinn ist ein Tarnungsexperte, er hat seine geheimen Hirnwindungen und Hintertreppen, auf denen ihm keiner nachsteigen kann.

Auch Gott war verrückt, Manu erinnert sich an ein Zitat von irgendeinem Autor, dessen Namen er vergessen hat: Das Geheimnis des Lebens ... besteht darin ... Gottes Verrücktheit zu teilen. Der Conte war also in bester Gesellschaft. Manu benutzt eine seiner Atempausen, um endlich seine Frage einzuwerfen:

Was haben *Sie* denn mit diesem Fund aus dem Neolithikum zu tun, wenn Sie nicht ebenso ein romantischer Schwärmer sind und im Doppelskelett Romeo und Julia erkannt haben? Was bedeutet Ihnen das Liebespaar von Valdaro? Darf ich Sie nach Ihrem Namen fragen?

Der tut nichts zur Sache. Nennen Sie mich *Conte* oder *Ignoto*, wenn es Ihnen Freude macht, wenn Sie mich nicht namenlos annehmen können. Und zudem: Sie verkennen die Situation, *Signor scrittore*. Nicht Sie haben hier die Fragen zu stellen. Und jetzt lasse ich nach dem Essen rufen. Sie werden sehen, mein Koch ist ein Magier und Wundertäter. Er hat in Mantua in einem Luxusrestaurant gearbeitet, bis ich ihn exklusiv für mich engagiert habe. Er hat den Ehrgeiz, jedes Mal das Unvergessliche zu schaffen. Haben Sie schon einmal gefüllten Igel gegessen?

Wie bitte?

Nur ein Scherz.

Manu sieht den Conte lächeln und nimmt sich vor, die gehauchten Namen von irgendeinem kulinarischen Firlefanz, der gleich hereingetragen und von einem hochnäsigen Herold verkündet würde, auf der Stelle zu vergessen. Es war sein eingefleischter leiser Protest gegen jeden perligen Überfluss, ein Erbstück aus kargen Jahren, ein idiotischer Bohemestolz. Er hatte sich innerlich den Blick von unten bewahrt. Eine soziale *Sotto-in-su*-Perspektive. Wie gemacht für die Stadt Mantua, in der ein Maler die extreme Untersicht erfand.

Ein Sprung in den Pool der Zeit ... und schon ist das Essen zu Ende, der Conte wischt sich elegant die Mundwinkel mit einer blütenweißen Serviette ab und sagt, wie zum Nachtsch:

Noch etwas, ich muss Sie leider bewachen lassen. Salvatore und Massimo werden sich zu Ihrem Schutz abwechseln, damit Ihnen hier nichts zustößt.